

HANS WEISS
A U F G E D E C K T

HANS WEISS

AUFGEDECKT

ERMITTLUNGEN GEGEN MICH SELBST

Autobiografie

© 2026 Hans Weiss

Umschlaggestaltung: Günter Mik unter Verwendung
eines Fotos von Eva Weiss (vorne) und eines Fotos von
Gertrude Weiss (hinten).

Satz: secretum hlb

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 Großebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at - Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN Softcover: 978-3-99192-163-9

ISBN E-Book: 978-3-99192-162-2

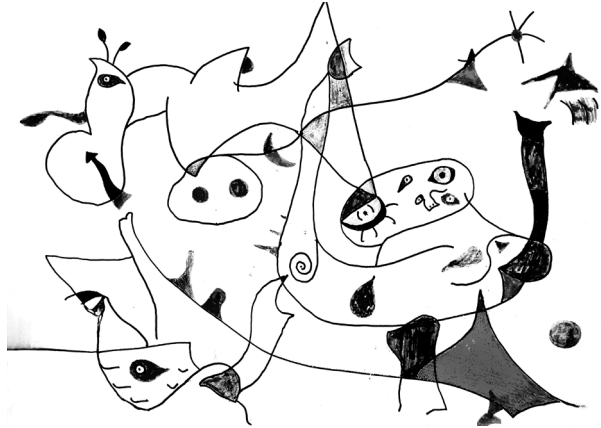
Das Werk, einschließlich seiner Teile,
ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung
des Verlages und des Autors unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische
oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung,
Verbreitung und
öffentliche Zugänglichmachung.

Gewidmet meiner schönen, traurigen
Großmutter Maria Katharina Weiss,
der ich nur auf Fotografien begegnet bin

Sage die Wahrheit:
Wer bist Du? Woher kommst Du?
Wer sind deine Eltern, die Heimat?
Welches das Schiff, auf dem du kamst?

(Odyssee, HOMER, Erster Gesang,
übersetzt von Roland Hampe)

1.



Zeichnung einer unbekannten Patientin in der Klinik Bellevue, Schweiz 1972

„Werden Sie kriminell!“ Sah ich aus wie ein möglicher Verbrecher? Ich dachte, er macht einen Scherz. „Nein, nichts Schwerwiegendes“, schränkte er ein, „aber doch so, dass Sie in Untersuchungshaft kommen!“

Er war der Leiter des psychologischen Instituts an der Universität Innsbruck und ich hatte ihn als Student im fünften Semester um ein Thema für meine Doktorarbeit gebeten. Bevor ich antworten konnte, fuhr Professor Kohler fort: „Sie haben sich nicht verhöhrt! Ich meine es genauso, wie ich es gesagt habe: Werden Sie kriminell!“

Dieser eine Satz veränderte mein Leben nicht von heute auf morgen, aber langfristig war er bestimmend für vieles, was danach kam.

Die einzig bedeutsame Regel am psychologischen Institut besagte, dass man ab dem fünften Semester mit der Doktorarbeit beginnen konnte. Damals gab es noch kein Bachelor- oder Masterstudium. Man beendete das Studium mit einem Dokortitel oder gar nicht. Ich hatte schon längere Zeit über ein mögliches Thema nachgedacht, aber mir war nichts Sinnvolles eingefallen, und so hatte ich Professor Kohlers Sprechstunde aufgesucht. Er hatte den Ruf, sehr unkonventionell zu sein und Projekte anzuregen oder zu unterstützen, die andere Psychologen ablehnen würden.

Einmal hatte er für eine Vorlesung eine graue Schachtel auf das Podium gestellt, die zunächst niemand beachtete. Ohne weitere Erklärungen begann Professor Kohler mit der Vorlesung – ich kann mich nicht mehr daran erinnern, worüber er redete – als sich die Schachtel plötzlich nach vorne bewegte, ganz langsam, fast unmerklich, nur wenige Zentimeter. Alle bemerkten es und alle starrten darauf. Dann gab es eine kurze Pause und nach geraumer Zeit bewegte sie sich erneut – nun aber seitwärts. Professor Kohler tat so, als habe er es nicht gesehen, und fuhr in seinem Vortrag fort. Offenbar handelte es sich hier wieder einmal, wie so oft, um ein Experiment, und er wollte unsere Reaktionen testen.

Irgendwann unterbrach er seinen Vortrag, deutete auf die Schachtel und spielte den Überraschten: „Was ist da los?“ Er zuckte mit der Schulter und redete unbekümmert weiter. Am Ende der Vorlesung lenkte er unsere Aufmerksamkeit erneut auf die Schachtel und fragte: „Warum bewegt sich diese Schachtel? Was glauben Sie?“

Wir stellten Vermutungen an, etwa dass er einen kleinen Roboter in der Schachtel platziert und ihn so programmiert hatte, dass er diese merkwürdigen Bewegungen ausführte. Er

schüttelte nur den Kopf und so rätselten wir weiter. Schließlich hob er die Schachtel hoch. Sie enthielt keinen Boden. Wir sahen keine komplizierte technische Apparatur, sondern eine lebende Schildkröte. Professor Kohler hatte uns, wie so oft, an der Nase herumgeführt.

Seine Experimente waren nicht nur vergnügliche Unterbrechungen des langweiligen Studienalltags, sondern hatten einen tieferen Sinn. Er versuchte uns beizubringen, alles, was uns als normal erschien, zu hinterfragen. Sind die Dinge tatsächlich so, wie wir sie wahrnehmen? Oder täuschen wir uns?

In Studentenkreisen erzählte man sich, dass er während einer Podiumsdiskussion zum Thema „Ohrfeigen als Erziehungsmethode?“ seinem Podiumsnachbarn, einem älteren Universitätskollegen, eine Ohrfeige verpasst hatte. Damals war es noch üblich und gesetzlich erlaubt gewesen, Kindern Ohrfeigen zu geben. Der Kollege neben ihm hatte diese Methode leidenschaftlich verteidigt und gemeint, so etwas könne nicht schaden. Professor Kohler fragte ihn nach der Ohrfeige freundlich: „Na, hat Ihnen das vielleicht geschadet?“

Eines seiner Experimente hatte ihn in Psychologenkreisen sogar weltberühmt gemacht. Wochenlang hatte er von morgens bis abends eine selbst konstruierte Brille getragen, mit der die Welt auf den Kopf gestellt wurde. Alles war um 180 Grad gedreht. Die Straße war oben und die Sonne war unten. Wenn er eine Zigarette rauchte, zog der Rauch nach unten, und wenn er ein Glas Wasser ausschüttete, floss es nach oben. So etwas Verrücktes konnte nur Professor Kohler einfallen. Ingeheim fragten wir uns, wie er die Sache auf der Toilette handhabte. Nahm er für kurze Zeit die Brille ab? Wir fragten

ihn nicht, aber wir konnten uns vorstellen, welche Mühe es ihn kostete, unter diesen Umständen seinen Alltag zu bewältigen. Er soll auf der Maria-Theresien-Straße in Innsbruck sogar mit dem Fahrrad gefahren sein, ohne Unfall.

Einige Wochen, nachdem er tagaus, tagein diese merkwürdige Brille getragen hatte, passierte von einer Sekunde auf die nächste etwas, worauf er heimlich gehofft hatte: Die auf dem Kopf stehende Welt kippte ins Gegenteil, und er sah alles wieder so wie früher. Oben war oben, und unten war unten – trotz Umkehrbrille! Aber als er die Umkehrbrille abnahm, stand seine Welt nun wieder auf dem Kopf! War das nicht verrückt, total verrückt?

Es wurde ein berühmtes Experiment, mit dem er beweisen konnte, dass nichts so ist, wie wir es wahrnehmen; und dass das menschliche Gehirn ein erstaunlicher Computer ist, der es innerhalb weniger Wochen schafft, eine auf dem Kopf stehende Welt wieder ins Normale zurechtzurücken.

Und dieser Professor verlangte nun von mir, ich sollte kriminell werden! „Ist das Ihr Ernst?“, fragte ich nach einer längeren Pause. Nüchtern erklärte er: „Ja, das ist mein Ernst! Sie wollen doch Psychologe werden! Sie wollen wissen, wie Menschen sich in Ausnahmesituationen fühlen und verhalten. Mich interessiert die psychologische Situation eines Menschen, der in U-Haft ist. Stellen Sie sich vor, Sie wissen nicht, wie lange sie eingesperrt bleiben! Sie wissen auch nicht, was am Ende mit Ihnen passiert. Ob sie freigesprochen werden oder zu einer Gefängnisstrafe verurteilt werden. Ich schlage Ihnen hiermit vor, genau das in Ihrer Doktorarbeit zu untersuchen. Sehen Sie zu, dass Sie als Häftling ins Gefängnis kommen! Sie scheinen ein kreativer Geist zu sein! Ihnen wird

schon etwas einfallen! Führen Sie in der Untersuchungshaft Tagebuch und schreiben Sie alles auf, was Sie sehen, was sie hören, was sie denken! Wenn Sie das tun, erhalten Sie von mir den Dokortitel in Psychologie!“

Was sollte ich antworten? War er wahnsinnig geworden? Er musste dieses Projekt wohl schon längere Zeit als Idee in seinem Kopf herumgetragen haben und als ich bei ihm zur Tür hineinspazierte, hatte er spontan gedacht: Das ist der richtige Kandidat dafür! Professor Kohler fuhr beruhigend fort: „Sie müssen das nicht tun! Es ist nur ein Vorschlag! Überlegen Sie sich die Sache, denken Sie über alles nach! Lassen Sie sich etwas einfallen! Keine große kriminelle Sache, um Gottes Willen, kein wirkliches Verbrechen. Vielleicht etwas, das wie ein Verbrechen aussieht, aber keines ist. Führen Sie die Polizei und die Untersuchungsbehörden an der Nase herum!“

„Wie stellen Sie sich das vor“, wandte ich ein, „als Krimineller erhalte ich doch keinen Dokortitel. Warum sollte ich so etwas tun? Das ist doch verrückt!“

„Lassen Sie das mein Problem sein! Ich werde Ihnen bestätigen, dass Sie das in meinem Auftrag gemacht haben, um eine wichtige psychologische Untersuchung durchzuführen. Dieses Projekt wird große Wellen schlagen, auch international. Sie brauchen keine Angst zu haben, es wird Ihnen nichts passieren! Wenn Sie sich entschieden haben, kommen Sie wieder zu mir!“

Ich hatte das Psychologiestudium nur aus Verlegenheit begonnen. Eigentlich wollte ich Künstler werden und war bei der Aufnahmeprüfung an der Wiener Akademie für Bildende Kunst abgewiesen worden. Psychologie hatte mich nie inter-

essiert und ich hatte nie vorgehabt, als Psychologe zu arbeiten, Gott behüte. Ich stellte es mir grauenhaft vor, mir jeden Tag die Sorgen anderer Leute anzuhören. Mein Problem war, dass ich damals generell nicht wusste, was ich mit meinem Leben anfangen sollte. Begonnen hatte ich das Studium nur deshalb, um mehr Zeit zu haben, mich zu entscheiden, was ich mit meinem Leben anfangen sollte.

Professor Kohler beendete unser Gespräch mit der Empfehlung, ein Buch des russischen Schriftstellers Dostojewski zu lesen: *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus*. Es war ein getarnter Bericht über Dostojewskis vierjährigen Aufenthalt in einem sibirischen Straflager gewesen. Die altmodische, weit-schweifige Sprache langweilte mich und ich legte das Buch nach dem ersten Kapitel zur Seite.

Ich fragte mich, warum Professor Kohler ausgerechnet mir eine derartige Aufgabe gestellt hatte. Kein anderer Student und auch keine Studentin hatte jemals so eine ungewöhnliche Doktorarbeit geschrieben. Ein Tagebuch! Steckte vielleicht etwas anderes dahinter? Professor Kohler hatte zeitweise mit der mexikanischen Zauberdroge Meskalin experimentiert. Vielleicht war ich Teil eines Experiments und es ging ihm nur darum, herauszufinden, wie ich auf einen derartigen Vorschlag reagieren würde. Aber wozu?

Ich suchte ihn erneut auf und fragte ihn ohne Umschweife, ob er mich vielleicht als Versuchskaninchen für eines seiner Experiments missbrauche. Nein, ganz sicher nicht. Es sei ein ehrlich gemeinter Vorschlag und er habe das Gefühl, dass ich imstande wäre, so eine Sache durchzuführen. Und er würde mir dafür den Dokortitel verleihen.

Ich begann, seinen Vorschlag ernst zu nehmen und mich umzuhören. Untersuchungshaft wurde von der Justiz nicht leichtfertig angeordnet. Man musste unter Verdacht stehen, eine schwere Gewalttat begangen zu haben oder zu planen, etwa einen Raub oder Mord. Außerdem musste die Gefahr bestehen, dass man sich einem Gerichtsverfahren durch Flucht entzog, oder dass man weitere Gewalttaten begehen würde oder dass man vorhatte, Beweise zu vernichten.

Sollte ich vielleicht nur den Eindruck erwecken, eine Gewalttat zu planen? Oder sollte ich jemanden tatsächlich mit Mord bedrohen? Aber wen? Sollte ich vielleicht Professor Kohler in die Sache hineinziehen? Ich könnte ihm gegenüber Morddrohungen ausstoßen und ihn dadurch zwingen, mitzuspielen und mich anzuzeigen? Wenn er mich schon ins Feuer schickte, sollte er ebenfalls etwas Hitze zu spüren bekommen! Ich fantasierte mir alle möglichen und unmöglichen Geschichten zusammen, kam jedoch auf keinen grünen Zweig. Was auch immer ich mir ausdachte, erschien mir entweder zu absurd, oder zu kompliziert, oder zu gefährlich. Schließlich kam ich zu dem Schluss, dass das kein Thema für meine Doktorarbeit war. Professor Kohler sollte sich dafür einen anderen Narren suchen.

Er war enttäuscht und machte mir keinen neuen Vorschlag, und ich war unschlüssig, was ich nun tun sollte.

2.



Aufenthaltsraum in einem Tiroler Erziehungsheim.

© Hans Weiss, 2012

Auf dem Anschlagbrett des psychologischen Instituts fiel mir ein Jobangebot des Landes Tirol ins Auge. Gesucht wurden Psychologie-Studenten *für einfache Nebenjobs* im Erziehungsheim *Kleinvolderberg* östlich von Innsbruck. Geboten wurde *gute Bezahlung*. Da ich mir das Studium selbst finanzieren musste, bewarb ich mich und wurde nach einem kurzen Interview bei einem Hofrat ohne weitere Formalitäten als Praktikant angestellt. Die Bezahlung war tatsächlich gut, aber es war kein einfacher Job, und es war kein Erziehungsheim, sondern eine Art Gefangenenhaus für schwierige, jugendliche Burschen im Alter zwischen 14 und 19.

Bei meiner Ankunft in dem düsteren Gebäude gab es niemanden, der mich begrüßte oder mir irgendetwas erklärte. Ich wurde einfach hineingestoßen in diese verriegelte Welt und kann mich heute weder an die Namen der Gefangenen

noch an die Namen der Wärter erinnern, sondern nur an die Atmosphäre von Gewalt und Gehässigkeit. Es gab Schläge und Demütigungen am laufenden Band. Ich erfuhr höchstens von den Jugendlichen selbst, warum sie in diese Maschinerie hineingeraten waren.

Fast alle waren außerhalb des Heimes in ungelernten, schlecht bezahlten Jobs als Hilfsarbeiter tätig. Manche von ihnen gaben vor, zu arbeiten, verdienten jedoch Geld, indem sie sich am Bahnhof Innsbruck in der Schwulenszene prostituierten. Immer wieder kam es vor, dass jemand flüchtete. In der Regel dauert es nur wenige Stunden oder Tage, bis der Ausreißer von der Polizei wieder aufgegriffen und ins Heim zurückgebracht wurde.

Jedes Mal war es dasselbe, aussichtslose Aufbäumen. So kam mir der Gedanke, dass es möglich sein müsste, diesen Ausbruchsversuchen zum Erfolg zu verhelfen und eine kleine revolutionäre Bewegung in Gang zu setzen. Ich redete mit einem der Heiminsassen, der schon mehrmals ausgebrochen war und von dem ich den Eindruck hatte, dass er ein wenig klüger und geschickter war als seine Kameraden, und schlug ihm folgenden Plan vor:

Ich würde ihn bei seiner nächsten Flucht unterstützen und dafür sorgen, dass er draußen überleben konnte. Er sollte mit der Bahn nach Wien fahren und dort in einer mir bekannten Wohngemeinschaft untertauchen. Diese Leute würden ihm helfen, eine Arbeit zu finden und ein normales Leben zu beginnen. Nach einiger Zeit würde ich ihm den nächsten Zögling schicken. Seine Aufgabe würde es sein, diesem zu helfen, ebenfalls Fuß zu fassen und in Freiheit zu bleiben. Ich hoffte auf einen stetigen Strom an Zöglingen von *Kleinvolderberg*

nach Wien. Als Ziel schwebte mir vor, dass am Ende das Heim aufgelöst wurde - weil es dort keine schwer erziehbaren Jugendlichen mehr gab, sondern nur noch Wärter.

Die ersten Schritte meines Plans waren einfach. Der Zögling flüchtete zu mir in die Studentenwohnung in Innsbruck. Ich schnitt ihm die Haare, färbte sie dunkel und nahm ein Passfoto auf, das ich in meinen Studentenausweis einklebte. Jetzt hieß er Hans Weiss. Ich kaufte ihm eine Fahrkarte nach Wien, gab ihm die Adresse der Wiener Wohngemeinschaft und etwas Geld. Die Revolution konnte beginnen.

Leider war der Bursche nicht so klug und geschickt, wie ich gehofft hatte. Zwei Tage später war er bereits wieder zurück im Heim. Zufällig hatte ich Dienst, als ihn die Polizei einlieferte. Ich fürchtete, dass er alles gestanden und mich damit ans Messer geliefert hatte. Er war jedoch so klug gewesen, meinen beziehungsweise seinen Ausweis in der Toilette zu entsorgen und den Mund zu halten.

In Wien hatte er sich bei der Wohngemeinschaft einquartiert und war noch am selben Abend zum Bahnhof gegangen, in der Hoffnung, dort Gleichgesinnte zu treffen. Denn entlaufene Zöglinge trafen sich immer an Bahnhöfen. Das waren Orte, die ihnen vertraut waren. Dort lernte er einen jungen Burschen kennen, der vorgab, ein Auto zu besitzen, und vorhatte, eine Party zu besuchen. Auf dem Weg dorthin gerieten sie in eine Polizeikontrolle. Es stellte sich heraus, dass das Auto gestohlen war. Also klickten die Handschellen, die Bürokratie setzte sich in Bewegung und innerhalb kurzer Zeit erfuhren die Polizisten, dass die beiden Burschen aus Erziehungsheimen ausgerissen waren. Der Fahrer in Niederösterreich, mein kleiner Revolutionär in Tirol.